

Zeit und Heimat

12. April 1990 · Nr. 1
33. Jahrgang

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur
von Stadt und Kreis Biberach

Seit 1924 Beilage der „Schwäbischen Zeitung“
Ausgabe Biberach an der Riß

Gras – das Fell der Erde

Erinnerung an das alte schwäbische Gewerbe der Seegrassspinnerei

Von Sigrid Antonie Dietz, Mindelheim

Gras ist das Fell der Erde, oft letzter Schutz vor vernichtender Bodenerosion. Meine Eltern betrieben in Bußmannshausen eine Seegrassspinnerei und als ergänzenden Betriebszweig das Sammeln von Wildgräsern.

Seegras, ein Sauergras, fühlt sich schneidend scharf an. In getrocknetem Zustand ist es fäulnisresistent, wird von Ungeziefer gemieden und löst keine Allergien aus. Deshalb wußten mit ihm die Menschen vorindustrieller Zeiten ihr Lager zu bereichern und wichtige Lebensgüter zu schaffen.



Das Schwäbische Seegras *Carex brizoides*. Abbildung einer Illustration aus dem Buch von S. Dietz.

Dr Rauscha

Unser „Schwäbisches Seegras“ wird mancherorts auch Alpengras genannt, weil sein Vorkommen sich auf das Gebiet zwischen Donau und Alpen beschränkt. Der Volksmund bedachte es poetisch mit dem schönen Namen „Rauschen“. „Dr Rauscha“, also Gras vermännlicht und Vielzahl, wodurch trefflich seine (einstige) Fülle und Kraft veranschaulicht sind. Das elastische Seegras, gesponnen, knäuelnd und federt als Polsterung, Schafwolle und Roßhaarfüllungen konnten sich nur die Begüterten für ihre Ruhestätten gönnen.

Schon vor dem Ersten Weltkrieg betrieb eine Witwe in Schwendi eine Grasspinnerei. Unser Großvater gründete seine „Gewerbliche Seegrassspinnerei“ nach dem Ersten Weltkrieg. Auf unserem ersten Geschäftsbriefkopf stand unter einer Tanne zu lesen: „Mechanische Alpengrasspinnerei“. In 5-Tonnen-Waggons wurde das gesponnene Gras auf dem winzigen Bahnhof Orsenhausen-Bußmannshausen verladen. Es wurde vorwiegend nach Holland, Belgien und in die Schweiz exportiert.

Kleinere Spinnereien existierten in Orsenhausen und Rot bei Laupheim, später in Ochsenhausen, Warthausen usw. Schwerpunkt der Seegrassgewinnung und des Handels lag jedoch in Bayrisch Schwaben. Anfänglich ernteten Kleinbauern das Gras. Manche lieferten es den gewerblichen Spinnereien lose, andere – in Besitz eines „Handtreibrads“ – spannen es über den Winter selbst.

Soziale Bedeutung

Die soziale Bedeutung der Seegrassgewinnung war beachtlich. „Ins Seegras zu gehen“ bot, neben dem Holzmachen, eine weitere Möglichkeit, das Einkommen zu ergänzen. Manches staatliche oder fürstliche Forstamt verdiente über den Verkauf der Alpengrasnutzung mehr als über den Holzverkauf. So wird aus dem Roggenburger Forst berichtet: „Die Seegrassnutzung des Schwäbischen Forstamts Breienthal ergab 1925 einen Reinerlös von 99292 RM auf 737 ha genutzter Fläche, während der ertefreie Erlös aus Holz nur 213645 RM auf 2313 ha Holzbodenfläche betrug.“ Dies jedoch mögen Ausnahmen gewesen sein.

Die Grasernterechte wurden öffentlich versteigert. Stets ging es lebhaft zu: die Interessenten, welche ihre Grasflächen genau kannten, gerieten sich oft in die Quere.

Die Seegrasernte begann unmittelbar nach der Heuernte im Juni/Juli und konnte im schattigen Hochwald sogar nach der Getreideernte fortgesetzt werden.

In der Frühe, nach der Melkzeit, trafen die „Seegrasmädle“ in unserem Hof ein. Einige auf Fahrrädern aus den Nachbardörfern, andere aus unserer Gemeinde, zu Fuß. Bäuerinnen und Frauen von Arbeitern. Sie wischten sich erst einmal den Schweiß von der Stirn, ehe sie Vesperkörbe, Gabeln und Seile luden. Mostkrüge fehlten nicht und erste Frühäpfel wurden auf die Hanomag-Zugmaschine und die zwei (bereits gummibereiften) Anhänger gehievt. Ich war noch ein Kind, doch bis heute erstaunt mich die bald aufkommende Fröhlichkeit und das Lächeln, ja eine stetige Erwartung auf den sonst herben Gesichtern: Fahren und Gefahrenwerden waren noch Ersterlebnisse! An den Flüssen entlang sahen manche Frauen Dörfer, von denen sie bisher nur gehört hatten. Sicher wurde die Wohltat geschätzt, der ewig gleichen bäuerlichen Arbeit zu entinnen, der Mühsal des Haushalts. Leicht überholte unser Hanomag, gesteuert von meinem Vater, die damals allerersten, schweren Ackertraktoren. In den Dörfern Winken und Zurufe! Kinder ließen sich in Wettläufe mit unserem Gefährt ein. „Bulldog! Bulldog!“ riefen sie hinter uns her. Lieder wurden angestimmt, je holpriger die Straßen, je heftiger kämpften die Stimmen, den Chor zusammenzuhalten.

Bei unserer Ankunft kam es zu bewundernden Ausrufen: Sie galten der Waldesstille, dem Morgentau, dem Himmel. Es bildeten sich rasch Gruppen von untereinander Sympathisierenden, und der Vater führte sie an die verschiedenen Grasplätze. Nun waren die Frauen ganz unter sich.

Kein Mann wäre bereit gewesen, wie übrigens auch beim Unkrautjäten, mitanzufassen. Seegrasspinnen dagegen blieb, wenigstens in unserer Spinnerei, vorwiegend Männerarbeit. Während des Gras-Rupfens blieben allerdings die Männer das Hauptthema, doch immer wieder unterbrochen durch Beobachtung von Tieren und Kräutern, entdeckt in der Lebensgemeinschaft Gras. Aber auch das endlich „Selbstverdiente“ und was man damit kaufen könnte, wurde in Betracht gezogen. Manche Aussteuer konnte über Mitarbeit bei der Seegras- oder Grassamernte erworben werden.

Üppige Grasgewölbe

Die weißlichgrünen Blüten des Rauschens waren bereits im Frühling abgefallen. Damals stand der Grasschaft aufrecht, ungefähr 50 cm hoch. Inzwischen neigte er sich und bildete wunderschöne Grasgewölbe um unsere Fußknöchel. Die Gesamtpflanze war zur Erntezeit um die 70 cm lang. Wie Flachs wurde sie in Büscheln, mit der reinen Hand, samt Wurzel ausgerupft. Keine leichte Arbeit, bei der überdies Bruch und Zerfaserung sorgfältig ver-



„Seegraserntezeit“ mit Erntehelferinnen und Bernhard Rehm (rechts außen).

(Foto: privat)



Das erste handgetriebene Seegrasspinnrad.

mieden werden mußten. Ausschließlich während der Kriegszeit, weil Arbeitskräfte mangelten, kamen Sense und Sichel zum Abschneiden über der Wurzel in Betracht. Doch wie der leidenschaftliche Pflanzenliebhaber nur ungern Handschuhe zum Gärtnern trägt, verwarfen sie auch die Seegrasmädle und arbeiteten mit der bloßen Hand. Sie kannten das Geheimnis, sich trotz des scharfkantigen Grasses nicht zu verletzen. Dies bedeutete: zuerst einmal die harten Mitgewächse wie Brombeerdornen, Farne, Reisigäste usw. auszusondern. Erst dann wurde die grüne Flut mit einem Griff eingefangen, umklammert und gerupft. Lockeres Umfassen hätte die Handteller zerschnitten. Von Zeit zu Zeit wurde die Hand- und Fingerhaltung gewechselt, um dann die inzwischen geschonten Stellen der Innenhand wieder in Einsatz zu bringen. Die Augen mußten also bei dieser schweren Arbeit immer mitwirken. Gerupft wurde meistens gebückt oder aus der Hocke heraus.

Schattige Standorte

Wir ernteten das Schwäbische Seegrass (*Carex brizoides*) im schattigen Hochwald, in Kulturen, aber auch auf Waldwiesen und Waldwegen entlang sowie auf Kahlschlägen. Es gedieh überall, wo genügend Schatten und Feuchtigkeit vorhanden war. Oft waren auch Böschungen dicht mit Rauschen bewachsen. Sein Vorkommen reicht in Höhen von 1400 m. Gern gedieh er auf den sauren Böden nördlich der Alpen und im schwäbischen Jura (westliche

Begrenzung etwa Markdorf, östliche Augsburg).

Bei den heutigen ökologischen Gegebenheiten wäre dieser Grasraub nicht mehr vertretbar und war vermutlich schon vor Generationen für die Natur nicht ganz unschädlich. Heute wird das Gras nur noch dort ausgelichtet, wo es Jungpflanzen zu ersticken droht.

Alle Gelegenheiten wurden genutzt, den gerupften Rauschen bereits an den Ernteplätzen zu trocknen. So verlor er, bis zum Heimtransport, seine beträchtliche Schwere. In Regenzeiten mußte die Trocknung zum Teil in den luftigen Gängen der Spinnerei und auf unseren überdachten Seegrasschüttelplätzen erfolgen. Dort herrschte eine vom Großvater baulich ausgeklügelte Freiluftzirkulation. Die Blechdächer erwärmten sich schon bei geringster Sonneneinstrahlung, und bald knisterte darunter der trocknende Rauschen, während seine olivgrüne Farbe ins Gräulich-Türkise wechselte.

Zur Reinigung von Moosen, Zweigen und anderen Fremdkörpern mußten die Grassmassen in mehreren Arbeitsgängen durchgeschüttelt werden. Dann wurden sie, besserer Gefügigkeit halber, leicht mit Wasser eingesprengt und auf dem „Spinnweg“ kniehoch aufgeschüttet. Jetzt konnte der Spinner Handvoll um Handvoll leicht greifen.

Schnecken spinnen

Beim Spinnvorgang wurde eine Grasschleife um den sich (elektrisch) drehenden Haken der Spinnmaschine geschlungen: Der zu spinnende Strang

war somit „eingefädelt“. Nun wurde mit der rechten Hand Graswisch um Graswisch hinzugefügt, sofort von den Drehungen erfaßt, miteingebunden und mitgedrillt. Die linke Hand des Spinners hielt den sich fortwährend drehenden Strang mittels Blechring, durch den hindurch er den nun wachsenden Strang leitete. So konnte das scharfkantige Gras die Handfläche nicht verletzen. Aus gleichem Grund war auch der Blechring ledergefüttert. Zudem ermöglichte der Spinnring das leichte Halten des Gespinnstes in Arbeitshöhe (Hüfthöhe), auf dem 15 m langen Spinnweg. Die rechte Hand fügte nun ständig neues Spinngut hinzu, bis der Strang 8 m Länge maß. Jetzt wurde er auf dem Fußboden abgelegt. Der Spinner, an den Haken zurückeilend, begann „Schnecken“ zu drehen, dadurch das Gespinnst um die Hälfte der bisherigen Länge einkürzend. Noch einmal wurde auf die volle Länge angeponnen und diese wiederum zu Schnecken gewunden. Der gesamte Schneckenstrang wurde nun vierfach zusammengelegt, durch Rückwärtsdrehung gedreht, und so auf etwa 1,50 m verkürzt. Die endgültige Verschnürung zu 1/2-Ztr.-Bunden erfolgte mit gedrehten Seegrassbändern (durch Drillen einer Kordel wird der Spinnvorgang am ehesten begriffen).

Vor Einsatz der Elektrizität mußten die Spinnräder (meist von Frauen) mit Hand getrieben werden. Die ersten Spinnmaschinen mit Motorantrieb lieferte die Firma Max Paul, Dürmentingen, „Strohseilspinnerei und Maschinenbau“ – eine Gewerbe kombination, die etwas vom Pioniergeist erster Industrialisierung und ihren Zusammenhängen im Schwäbischen verrät.

Hohe Nachfrage

Nach kurzer luftiger Lagerung ging das gesponnene Alpengras in den Verkauf. Nie konnte die große Nachfrage auch nur annähernd befriedigt werden. Besonders nicht zu Zeiten der Devisenknappheit in den 30er Jahren und erst recht nicht während der Kriegszeit. Bis hin zu den 50er Jahren riß man sich um das „Schwäbische Matratzengras“. Damals verschwand das Konkurrenz-Polstermaterial „Crim d’Afrique“, ein Steppengras aus Nordafrika, von den Importlisten.

1976 bei einer Ausstellung meiner Malerei in den USA geriet ich in Los Angeles in die dortige Ausstellung „grass“. Einer der bedeutsamsten Zufälle meines Lebens, der mit meine „gräserne Vergangenheit“ erstmals tiefer bewußt machte. Ich begriff sie als die eigentliche Kostbarkeit meiner Kindheit. Ich sah „Gräsernes“ aus vielen Zeiten und Kulturen, gesponnen, gedreht, geflochten in kunstreichen Mustern. Vom Grasfloß über Graskleidung bis zum Grashaus mit regensicherem Grasdach waren Lebensgüter angehäuft, und sie alle signalisierten ein Ende: Der Mensch war sich nicht einmal bewußt, daß er seine „Graszeit“ vielleicht endgültig hinter sich ließ? Ich erschrak. Auch einige der schönsten Gräser meiner schwäbischen Heimat waren ausgestorben. Sie zählten zu den „nicht futtertüchtigen“. Unter Überteerungen waren sie verschwunden. Ich beschloß, sie nach meiner Heimkehr nach Deutschland zu suchen, über sie zu schreiben und vor allem sie zu malen, und sei es aus der Erinnerung, falls ich sie nirgends mehr antreffen sollte. Für ihr Überleben würden wir uns Gedanken machen müssen.

Eine schockierende Entdeckung in der Ausstellung „grass“ im Los Angeles „County Museum of Art“ betraf unser „Schwäbisches Seegrass“, und, daß wir es fälschlich so nannten. Ich lernte das wirkliche Seegrass kennen, „Zostera marina“ und erfuhr, es wachse ausschließlich in Meeresnähe gemäßiger Zonen. Also hatten wir unser Gras unrichtig „Seegrass“ genannt. Es wurde unter „Zittergrasseggen“ angeführt und hieß „Carex brizoides“.

Trotz der Grasexistenz meiner Vorfahren hörte ich im Elternhaus keine exakten botanischen Bezeichnungen. Sie existierten, nach vielen Schreibeereien mit der Universität, im zerfetzten Notizbuch meines Vaters. Auch die Wildgräser und ihre Samen wurden meist unter falschen volkstümlich-poetischen Namen gehandelt.

Sogar Grasschuhe

Während des Krieges wurden viele Feldflugplätze angelegt. Durch Grasansaat und intensive Durchwurzelung wurde die nötige Bodenfestigung und Tragfähigkeit erreicht. Seegrass war bewirtschaftet wie andere Rohstoffe und vor allem für Lazarette und Massenunterkünfte in großen Mengen benötigt. Wir mußten auf „mindere Beimischungen“, auf die Sauergräser aus Buchau am Federsee und des Bodenseeraums zurückgreifen. Sie wurden eilig mit Sensen gemäht und in Ballen gepreßt verschickt.

Während der Notzeit der Nachkriegsjahre wurde in der Bußmannshäuser Spinnerei sogar mit der Anfertigung von Schuhen aus Carex brizoides begonnen. Sie waren in Knöchelhöhe schnürbar. Unter hunderten Paaren befanden sich wenige von besonderem Wert: Mit Zwirn wurden Gummisohlen angenäht, zugeschnitten aus abgefahrenen Fahrradreifen. Wir fertigten außerdem, mit kunstvollen Mustern, Einkaufstaschen, Schuhabstreifer und größere Grasteppe für Innenräume, u. a. Teppiche für Kirchen.

Auch Wildgräser-Ernte

Der zweite Zweig unserer Grasexistenz umfaßte das Ernten von Wildgräsern, deren Samen wir sortierten, droschen und ebenfalls exportierten. Die Samengräser wurden „Schmellen“ genannt (von Schmiele). Eine Sammelbezeichnung, gleichgültig, um welche Spezies es sich handelte. Bei der Vielfalt der Wuchsformen von Halm, Blatt und Ähren sind Gräserbestimmungen selbst für Fachleute schwierig: Experten nannten eine arabische Gattung „Odyssea“, weil sie jahrzehntelang falsch eingeordnet wurde. Mit Gewißheit jedoch ernteten wir Fioringras (Agrostis alba stolonifera), den Unechten Goldhafer, *Aria flexuosa* und weitere Arten. Hatte der Vater Wuchsgründe entdeckt, beobachtete er ihre Ausbreitung oft über längere Zeiträume hinweg und sicherte sich die Plätze im voraus bei den Forstämtern. Vor allem auf Brandplätzen und Windwurfstellen gediehen Wildgräser oft in reinen Beständen. Als Meliorationspflanzen und wenig Humus beanspruchend, waren sie sehr begehrt.

Der Drusch blieb eine Wissenschaft für sich. Die Gräserdreschmaschine, eine umgebaute (kleine) Getreidedreschmaschine, funktionierte erst nach vielen Experimenten. Der verhältnismäßig großkörnige Falsche Goldhafer beispielsweise wurde nur einmal durch die Dreschmaschine gelassen,



Handgetriebenes Seegrasspinnrad mit gesponnenem Seegraszopf und Spinner.

(Fotos: Holz)

Fioringras mit seinen winzigen goldgelben Samen passierte sie mehrere Male. Ein Sortiment grober und feinsten Siebe mußten, der Samenart angepaßt, ausgetauscht werden.

Nach dem Verkauf der Schmellenball

Die endgültige Trocknung der Sämereien erforderte höchste Wachsamkeit. Wir schütteten sie auf große Planen in unserem Hof. Die erstaunlich rasche Erhitzung des Samenguts bedeutete bei Unachtsamkeit Verbrennung. Alle zehn Minuten mußte die Samenhalde mit Getreideschaufeln umgeschichtet werden. Selbst leichte Erwärmungen des kostbaren Ernteguts machten sich durch „brennteligen“ Geruch bemerkbar. So konnte mein Vater die Zeitabschnitte des Samenwendens durch Schnuppern überwachen. Intensive Wetter- und besonders Windbeobachtung waren nötig. Bei Aufkommen starken Windes oder bei plötzlichen Winddrehungen stiegen unsere Samen in die Luft. Nach raschem Zusammenschlagen der Planen mußte die Trocknung auf den Dachböden fortgesetzt werden.

Der Wildgräserdrusch zog sich bis in den Winter hinein fort. Inzwischen wurden Säcke aus feinstem

Leinen vorbereitet, in denen die Samen, doppelt eingenäht, an die Abnehmer gingen.

Exporte erfolgten vor allem nach Holland. Große Mengen von Grassamen wurden dort zum Festsäen der Dämme gebraucht, damals auch zur Anlage des Zuider-Sees usw. Waren im Herbst Wildgräser und Rauschen in die Scheune eingefahren, feierten wir den Schmellenball. Im „Ochsen“ erfolgte die Auszahlung der letzten Lohnrate. Es wurde gegessen, getrunken und getanzt bis zum nächsten Morgen.

Das Ende durch Schaumgummi

Mit Beginn der Vollindustrialisierung und der Erfindung von Schaumgummi und synthetischen Fasern endete unsere drei Generationen währende Grasexistenz. Eigentlich war sie, wie unser Vater sagte, ein Abenteuer und vor allem von guten und schlechten Grasjahren geprägt.

Dieser Bericht entstammt den Angaben des Buches „Gras stirbt, Gras kann gerettet werden“ von Sigrid Dietz, erschienen im Martin-Verlag Walter Berger, Buxheim/Il-ler. Mit Illustrationen der Autorin.